

August Laumer

Zwischen Spezialisierung und Milieutranszendenz

Eine Anfrage an gegenwärtige Tendenzen in der Gemeindepastoral¹

Gegenwärtig erleben wir die wohl gravierendsten Veränderungen im Bereich der Gemeindepastoral seit Jahrzehnten. Nahezu jede Diözese in Deutschland ist inzwischen dazu übergegangen – oder plant dies zumindest –, die territorialen Strukturen der Pfarreien neu zu gliedern und eine „Seelsorge in größeren Räumen“ vorzubereiten, wie ein Studientag der Deutschen Bischofskonferenz bei ihrer Frühjahrs-Vollversammlung 2007 gezeigt hat.² Als Grund wird dabei ein ganzes Motivbündel angeführt, wie beispielhaft das Projekt 2020 des Bistums Trier deutlich macht, seinerzeit initiiert vom damaligen dortigen Bischof und heutigen Erzbischof von München und Freising Reinhard Marx. So wird hier auf die rückläufige Katholikenzahl verwiesen, auf die demografische Entwicklung mit einem erwartbaren Rückgang der Bevölkerung bei gleichzeitiger Steigerung des Altersdurchschnitts, dann auf das absehbare Absinken der finanziellen Mittel der Diözese und schließlich auf den Rückgang der Anzahl der in den pastoralen Be-

rufen Tätigen, insbesondere der Priester im aktiven Dienst. Auf diesem Hintergrund wird in Trier eine markante Verringerung der Zahl der Pfarreien angestrebt – entsprechend der Zahl der Priester, die für die Leitung dieser dann größeren Pfarreien oder Pfarreiengemeinschaften zur Verfügung stehen werden, aber auch unter anderen Gesichtspunkten einer sinnvollen und angemessenen Gemeindepastoral.³

Aufgabe der Pastoraltheologie muss es sein, diese und andere Prozesse einer Umgestaltung der Pfarrstrukturen kritisch-konstruktiv zu begleiten und vor allem auch den zu ihrer Absicherung herangezogenen theoretischen „Unterbau“ auf seine praktisch-theologische Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. Denn bei all diesen Umgestaltungen, so sehr sie da und dort auch gerechtfertigt und angezeigt sein mögen, darf nicht vergessen werden, was die christliche Gemeinde eigentlich theologisch kennzeichnet. Darum möchte ich nachfolgend auf einen Punkt aufmerksam machen, der mir in den Debatten und Bemühungen der

¹ Nachfolgender Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser im Sommersemester 2009 an der Universität Augsburg gehalten hat. Für die Veröffentlichung wurde die Vorlesung geringfügig überarbeitet, so dass der Vortragscharakter im Wesentlichen beibehalten wurde.

² *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“, Dokumentation des Studientages der Frühjahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 213), Bonn 2007. – Die geplanten und bereits durchgeführten Veränderungen sind zusammengestellt in: *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), „Mehr als Strukturen ...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick (Arbeitshilfen 216), Bonn 2007. Vgl. auch: Die neuen Gemeindestrukturen in den deutschen Bistümern. Ein Überblick, in: *Klerusblatt* 87 (2007), 148.

³ Das Projekt 2020. Entwicklung von Pfarreiengemeinschaften im Bistum Trier und Strukturplan 2020, Trier o. J. [ca. 2005].

jüngsten Zeit allzu sehr und in fataler Weise in den Hintergrund gerückt scheint.

1 Spezialisierung in der Gemeindepastoral

Alle genannten Pläne einer Neustrukturierung der Pfarreien in den Diözesen zielen auf eine Vergrößerung der pastoralen Räume ab. Die Gemeinden an sich, die von der territorialen Aufgliederung in die kirchenrechtliche Institution Pfarrei nochmals abzuheben und mit ihr nicht einfach schon deckungsgleich sind, sollen dabei nicht zwangsläufig aufgegeben und fusioniert werden. Vielmehr wird häufig eine größere Spezialisierung und Profilierung der verbliebenen Gemeinden in der nunmehr vorhandenen „Großpfarrei“ eingefordert.

Dies steht etwa im Hintergrund einer „lebensraumorientierten Seelsorge“, wie sie zunächst im Bistum Mainz und später in St. Gallen in der Schweiz als Projekt initiiert und vor allem vom Freiburger Pastoralsoziologen Michael Ebertz theologisch begleitet und reflektiert wurde. Im Grunde recht ähnliche Überlegungen hat auch Franz-Peter Tebartz-van Elst vorgelegt, wenn er die Gemeindepastoral in „erweiterten Räumen“ unter dem Prinzip der Vernetzung einzelner „Glaubensbiotope“ konzipiert.⁴ Verstärkt wurden solche

Postulate inzwischen noch durch die Ergebnisse der Sinus-Milieu-Kirchenstudien. Doch zunächst zum Ansatz einer „Seelsorge in größeren Lebensräumen“.

1.1 „Lebensraumorientierte Seelsorge“

Ausgangspunkt des Projekts einer „lebensraumorientierten Seelsorge“⁵ ist die Erkenntnis, dass aufgrund der in postmoderner Zeit gegebenen Pluralisierung der individuellen Lebensentwürfe und einer gestiegenen Mobilität auch der Lebensraum der Menschen als „Aktionsraum der Individuen“ sich stark ausgeweitet hat. Der menschliche Lebensraum stellt keine überschaubare, um ein Zentrum gruppierte Einheit dar, sondern besteht aus womöglich weit auseinanderliegenden „Inseln“, die häufig nur mehr durch Verkehrsmittel erreicht werden können. Mit dem lokalen Sozial- und Nahraum oder gar dem kirchlichen Organisationsraum einer herkömmlichen, wohnraumorientierten Pfarrei ist er nicht mehr identisch, sondern reicht weit darüber hinaus.⁶

Mit einem zweiten Gedankengang versucht Michael Ebertz den erkennbaren Relevanzverlust der bisherigen Pfarreien zu erklären. Tatsächlich wollen sich ja immer weniger Menschen an eine bestimmte Gemeinde binden bzw. sich in ihr engagieren. Denn in einer pluralistischen Gesellschaft suchen und wählen die Menschen je nach

⁴ Franz-Peter Tebartz-van Elst, Gemeinde im erweiterten Raum. Pastoraltheologische Orientierung und kirchenrechtliche Vergewisserung, in: *Ders. / Stefan Böntert*, Gemeinden geistlich gründen, Münster 2007, 21–45, bes. 36–44. – Tebartz-van Elst geht hier davon aus, dass sich in einer mobilen Gesellschaft „Biotope“ gelebten Glaubens bilden, die, um zu einer Gemeinde zu werden, miteinander in Bezug gesetzt werden müssen. – Vgl. auch: Franz-Peter Tebartz-van Elst, Gemeinde in mobiler Gesellschaft. Kontexte – Kriterien – Konkretionen (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 38), Würzburg 2001.

⁵ Vgl. dazu: Michael N. Ebertz / Ottmar Fuchs / Dorothea Sattler (Hg.), Lernen, wo die Menschen sind. Wege lebensraumorientierter Seelsorge, Mainz 2005.

⁶ Michael N. Ebertz / Peter-Otto Ullrich, „Lebensraumorientierte Seelsorge“ – Prinzipien eines missionarischen Projekts, in: Michael N. Ebertz / Ottmar Fuchs / Dorothea Sattler (Hg.), Lernen, wo die Menschen sind (s. Anm. 5), 43–60, hier: 45–48.

ihren persönlichen, individuellen Bedürfnissen Formen des Christseins. Sie legen dafür auch weitere Strecken zurück, um sich mit Menschen ähnlicher Gesinnung und Bedürfnislage zusammenzutun. Die herkömmliche Pfarrei mit ihren oft eingefahrenen Strukturen und Angeboten kann diese sehr unterschiedlichen Wünsche nicht mehr befriedigen. Sie verliert darum mit ihrer territorialen Bindung zwangsläufig an Bedeutung.⁷

Aus diesen Einsichten wird nun die Folgerung gezogen, dass eine „lebensraumorientierte Seelsorge“ geboten ist, die den Aktionsraum der Menschen von heute berücksichtigt. Dies heißt konkret, dass die bisherigen parochialen Grenzen überschritten werden und es zu einer stärkeren Vernetzung der Pfarreien kommt – hier zunächst noch ohne eine Auflösung der bisherigen Pfarrstrukturen. Denn jede Pfarrei soll überlegen, wo ihre je eigenen Stärken – ihre „Ressourcen“ – liegen und jeweils spezifische, „adressatenorientierte“ Angebote machen, die über die Pfarrgrenzen hinweg Menschen ansprechen sollen – eben im jeweiligen „Lebensraum“. Die Vernetzung mehrerer Pfarreien ermöglicht, sich nun arbeitsteilig auf die je eigenen Stärken zu konzentrieren und zu spezialisieren, während für andere Bedürfnisse auf andere Pfarreien im jeweiligen Lebensraum verwiesen werden kann.⁸

Dieser Ansatz einer „lebensraumorientierten Seelsorge“ hat – gerade in der Fassung bei Ebertz – einige Kritik hervorgerufen. Denn der Freiburger Pastoralsoziologe führt etwa wiederholt die neuen „Seelsorgeeinheiten“ als zwar noch verbes-

serungswürdige, jedoch aussichtsreichste Möglichkeit einer Ausrichtung am Lebensraum der Menschen an. Das Interesse an einer „lebensraumorientierten Seelsorge“ mag darum nach Herbert Haslinger auch deshalb so groß sein, weil sie als „Unterstützungstheorie“ einer vielfach in diözesanen Pastoralplänen geforderten „kooperativen Pastoral“ erscheint – ohne deren Programm und implizite Voraussetzungen kritisch zu durchleuchten.⁹

Ferner kann man wohl mit Recht bemängeln, dass Pastoral bei Ebertz – und zwar gewiss nicht nur terminologisch, sondern auch inhaltlich – unter eher wirtschaftlicher Perspektive als „Dienstleistung“ mit entsprechenden „Angeboten“ für eine bestimmte „Nachfrage“ und bestimmte „Bedürfnisse“ verstanden wird.

Der Diagnose schließlich, dass unsere postmoderne Gesellschaft von Pluralität und Mobilität geprägt ist, ist zwar zuzustimmen. Jedoch darf nicht übersehen werden, dass es im Modernisierungsprozess auch „Verlierer“ gibt, Menschen also, die etwa an dieser Mobilität und darum auch an den geschilderten gesellschaftlichen Vorgängen nicht teilnehmen können, oder aber auch Menschen, die sich gerade in einer mobil gewordenen, stets wandelbaren Gesellschaft nach Vertrautheit, nach stabilen Größen, nach Beheimatung sehnen. Auf diesen letzten Punkt als Begründung der Notwendigkeit einer „Verörtlichung des Glaubens“ hat gerade Jürgen Werbick hingewiesen in seinem Buch „Warum die Kirche vor Ort bleiben muss“¹⁰.

Die Forderung nach einer Spezialisierung in der Gemeindepastoral sah Ebertz

⁷ Michael N. Ebertz, *Aufbruch in der Kirche. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum*, Freiburg–Basel–Wien 2003.

⁸ Michael N. Ebertz / Peter-Otto Ullrich, *Lebensraumorientierte Seelsorge* (s. Anm. 6), 50–54.

⁹ Herbert Haslinger, *Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen*, Düsseldorf 2005, 108.

¹⁰ Jürgen Werbick, *Warum die Kirche vor Ort bleiben muss*, Donauwörth 2002.

jedoch bestätigt durch die Ergebnisse der Sinus-Milieu-Kirchenstudien.

1.2 „Milieusensible Seelsorge“

Die erste Sinus-Milieu-Kirchenstudie des Instituts „Sinus Sociovision“ in Heidelberg wurde im Jahr 2006 veröffentlicht.¹¹ Inzwischen liegt auch eine weitere Untersuchung derselben Einrichtung vor, die in etwa – nun im Blick auf Jugendliche – zu ähnlichen Ergebnissen kommt.¹² Die Sinus-Milieu-Studie von 2006 teilt die Gesellschaft in zehn Milieus auf, die freilich nicht als „Milieus“ im traditionellen Sinne, sondern eher als Lebensstile und Lebenshaltungen zu verstehen sind. Ohne hier auf diese Studie und die Kennzeichnung der Milieus im Einzelnen eingehen zu können, muss zumindest auf das wesentliche Ergebnis dieser Forschungen hingewiesen werden. Demnach erfährt die katholische Kirche seit einigen Jahren eine Milieuverengung; sie ist nur noch in drei Milieus verankert: in den in der Studie so bezeichneten Milieus der Konservativen, der Bürgerlichen Mitte und der Traditionsverwurzelten. Diese Mi-

lieus werden zusehends schrumpfen. Eine gewisse Vernetzung besteht noch zwischen der katholischen Kirche und dem Milieu der Postmateriellen. Die anderen Milieus jedoch stehen der Kirche skeptisch bis ablehnend gegenüber. Zu den jungen Milieus (Moderne Performer, Experimentalisten und Hedonisten) hat die Kirche den Anschluss verloren, fast ebenso wie zu den so genannten gesellschaftlichen Leitmilieus (dazu zählen: Etablierte, Postmaterielle, Moderne Performer).¹³

Michael Ebertz und andere Autoren erheben angesichts dieses ernüchternden Befundes die Forderung nach einer milieusensiblen Pastoral, so gerade in dem von Ebertz und Hans-Georg Hunstig 2008 herausgegebenen Band „Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche“.¹⁴ Wie sehr diese Überlegungen auf Aufmerksamkeit stoßen, zeigt sich darin, dass diese Veröffentlichung inzwischen in zweiter Auflage vorliegt und bereits eine weitere Publikation zu dieser Thematik erschienen ist.¹⁵

Es liegt hier wiederum auf der Hand, dass die Pfarrei herkömmlicher Prägung

¹¹ Carsten Wippermann / Isabel de Magalhaes, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierung in den Sinus-Milieus[®] 2005. Eine qualitative Studie des Instituts Sinus Sociovision zur Unterstützung der publizistischen und pastoralen Arbeit der Katholischen Kirche in Deutschland im Auftrag der Medien-Dienstleistung GmbH und der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle, Heidelberg 2006. – Einen Überblick über die bisherige Aufnahme der Studie gibt: Matthias Sellmann, „Lust auf Leute, die anders sind“. Zur Rezeption des Milieuhandbuchs der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle Hamm (KSA) und der Medien-Dienstleistung GmbH München (MDG) „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus[®] 2005“, in: Michael N. Ebertz / Hans-Georg Hunstig (Hg.), Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Würzburg o. J. [2008], 35–44.

¹² Carsten Wippermann / Marc Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27, Düsseldorf 2008.

¹³ Klaus Vellguth, Sag mir, wo die Christen sind. Studie zum Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus[®] 2005“, in: Anzeiger für die Seelsorge Nr. 10, 115 (2006), 29–38; 40f., hier: 40.

¹⁴ Michael N. Ebertz / Hans-Georg Hunstig (Hg.), Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Würzburg o. J. [1. und 2. Aufl. 2008].

¹⁵ Michael N. Ebertz / Bernhard Wunder (Hg.), Milieupraxis. Vom Sehen zum Handeln in der pastoralen Arbeit, Würzburg 2009.

damit überfordert ist, alle oder auch nur die meisten Milieus anzusprechen. In einem größeren pastoralen Raum mit entsprechender Vernetzung ist dies jedoch besser möglich. Dies bedeutet aber andererseits erneut, dass eine Spezialisierung der einzelnen Gemeinden in diesem größeren pastoralen Raum notwendig ist.¹⁶

Damit lenken auch die Ergebnisse der Sinus-Milieu-Kirchenstudien hin zum Postulat einer Ausdifferenzierung und Diversifizierung in der Gemeindepastoral, um die verschiedenen gesellschaftlichen Zielgruppen ansprechen zu können. Nicht beachtet wird bei dieser Forderung jedoch bislang, ob dies auch mit der theologischen Bestimmung von Gemeinde vereinbar ist – und welche Konsequenzen dann auf diesem Hintergrund zu ziehen wären.

2 Koinonia als Grundsignatur von Gemeinde

In der Diskussion um die Legitimität des territorialen Pfarrprinzips, also der gebietsmäßigen Aufteilung einer Diözese in Pfarreien, wird in letzter Zeit zwar immer wieder auf die nach wie vor bestehende Notwendigkeit einer Verörtlichung und Beheimatung des christlichen Glaubens hingewiesen. Kaum berücksichtigt jedoch wird dabei ein anderer Aspekt, der das Territorialprinzip im

Wesentlichen gegenüber einer etwa nach personalen Kriterien durchgeführten Aufgliederung meines Erachtens nach darüber hinaus auszeichnet; denn die gebietsmäßige Einteilung – als ein zunächst recht äußerlich bleibendes Prinzip aufgrund lokaler Nachbarschaft – führt unterschiedlichste Menschen zu einer christlichen Gemeinschaft zusammen: Männer und Frauen, Junge und Alte, Ehepaare, Familien und Alleinstehende, Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeiter, Angestellte, Akademiker, Erwerbslose und Rentner, Gesunde und Kranke, verschiedene Nationalitäten und Sprachen.¹⁷ Personal-kategoriale Prinzipien konzentrieren sich hingegen stark auf eine bestimmte, prägende Eigenschaft eines Menschen: so etwa auf die Zugehörigkeit zum Militär in der Militärseelsorge, auf die akademische Ausbildung in der Studentengemeinde, auf den Aufenthalt oder auch auf die Tätigkeit in einer Klinik bei der Krankenhausseelsorge u. a. m.

Tatsächlich ist der Zusammenschluss unterschiedlichster Menschen ein Kennzeichen der frühen christlichen Gemeinden. Die Verbundenheit über trennende Grenzen der gesellschaftlichen Stände und Schranken und der Nationalitäten hinweg war einer der Gründe, warum das Christentum in seiner Anfangszeit so große Attraktivität entfalten konnte. Aber auch theologisch ist diese Grenzen transzendie-

¹⁶ Darauf weist hin: *Bernhard Spielberg*, *Ladenhüter oder Laboratorium? Milieusensible Pastoral – die letzte Chance für die Pfarrei*, in: *Michael N. Ebertz / Hans-Georg Hunstig* (Hg.), *Hinaus ins Weite* (s. Anm. 14), 84–91, hier: 90.

¹⁷ Einige wenige kurze Hinweise dazu finden sich bei *Uta Pohl-Patalong*, welche die verschiedentlich vorgetragenen Argumente und Gegenargumente bezüglich des parochialen Territorialprinzips zusammenstellt. Ein Zusammenhang zur Grunddimension von Koinonia / Communio in der Gemeinde wird dabei aber nicht hergestellt. *Dies.*, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003, hier: 149–151; *Dies.*, *Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell*, Göttingen 2005, hier: 82f.; 88f. – *Franz-Peter Tebartz-van Elst* beleuchtet in seiner Habilitationsschrift zwar ausführlich die Bedeutung der Communio, nicht jedoch die Rolle der Territorialpfarrei als Gemeinschaft unterschiedlichster Menschen. Vgl. *Ders.*, *Gemeinde in mobiler Gesellschaft* (s. Anm. 4), 451–602.

rende Gemeinschaft gut begründet. Einige Aspekte seien hier kurz herausgegriffen.¹⁸

2.1 Gemeinde als Familie

Ein erstes Bild, das in diesem Zusammenhang im Neuen Testament – wenn auch nur im Hintergrund – Bedeutung gewinnt, ist das der Familie. Die christliche Gemeinde erscheint als „οἶκος“, als „Haus“. Gemeint ist das ganze „Hauswesen“, zu dem nicht nur die Familie, sondern alle in diesem Haus Lebenden, so etwa auch weitere Verwandte und die Bediensteten, gehörten. Die christliche Gemeinde ist „Haus Gottes“. Dementsprechend konstituiert sie sich auch als „neue Familie“. Denn mit der Zuwendung zu Jesus Christus ergeben sich neue Verwandtschaftsverhältnisse. Das Familienparadigma zeigt sich ganz deutlich in der Anrede „Brüder“ (selten auch: „Schwestern“) als „*der* Name für die Mitgläubenden in der christlichen Gemeinde schlechthin“ in der neutestamentlichen Briefliteratur.¹⁹ Betont werden hier die egalitären Beziehungen unter den Gemeindemitgliedern im Sinne von Geschwisterlichkeit. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, menschliche Wärme und Nähe werden durch das Familienmodell signalisiert. Schließlich wird auch die ein-

ladende Botschaft vermittelt, sich dieser großen Familie Gottes als Bruder und als Schwester einzugliedern.

Hier könnte nun auch an die Rede von der Kirche als „Volk Gottes“ erinnert werden, ein weiteres Bild, das letztlich die Gemeinsamkeit der Kirchenmitglieder zum Ausdruck bringt. Doch sei in der Kürze stattdessen auf einen anderen Begriff verwiesen, auf die Titulierung der Gemeinde als „ἐκκλησία“.

2.2 Gemeinde als Bürgerversammlung

Schon die Jerusalemer Urgemeinde hat sich selbst – im Rückgriff auf eine alttestamentlich-jüdische Traditionslinie – als „ἐκκλησία“ bezeichnet, als „Versammlung Gottes“, im Deutschen wiederzugeben wahlweise als „Gemeinde“ oder „Kirche“.²⁰ Im Kontext der griechischen Kultur, gerade etwa in Korinth, werden bei diesem Begriff jedoch andere Konnotationen laut. Hier meint „ἐκκλησία“ die „Bürgerversammlung“, die in der damaligen demokratischen Staatsordnung als oberstes Organ der Volkssouveränität fungierte. Doch zu den freien stimmberechtigten Bürgern bei dieser Versammlung, so ist hier einzuschränken, zählten nur etwa zehn bis fünfzehn Prozent der Stadtbevölkerung; keine

¹⁸ Vgl. zu den nachfolgend genannten neutestamentlichen Gemeindebildern: *Hans-Josef Klauck*, Volk Gottes und Leib Christi oder: Von der kommunikativen Kraft der Bilder. Neutestamentliche Vorgaben für die Kirche von heute, in: *Günter Koch / Josef Pretscher* (Hg.), *Wozu Kirche? Wozu Gemeinde?* Kirchengenerationen, Würzburg 1994, 9–39; *Erich Garhammer*, Dem Neuen trauen. Perspektiven künftiger Gemeindearbeit, Graz–Wien–Köln 1996, 40–44; *Jürgen Werbick*, Kirche vor Ort (s. Anm. 10), 39–62; *Johann Pock*, Gemeinden zwischen Idealisierung und Planungszwang. Biblische Gemeindeforschungen in ihrer Bedeutung für gegenwärtige Gemeindeentwicklungen. Eine kritische Analyse von Pastoralplänen und Leitlinien der Diözesen Deutschlands und Österreichs (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 26), Wien u. a. 2006, 180–191; *Petro Müller*, Eine kompakte Theologie der Gemeinde (KirchenZukunft konkret 2), Berlin 2007, 33–37.

¹⁹ *Hans-Josef Klauck*, Volk Gottes und Leib Christi (s. Anm. 18), 16. Hervorhebung dort.

²⁰ Es ist tatsächlich jeweils nicht leicht zu entscheiden, mit welcher der beiden genannten deutschen Bedeutungen das griechische Wort „ἐκκλησία“ an den verschiedenen Stellen seiner Verwendung im Neuen Testament wiedergegeben werden soll.

Mitsprache hatten Frauen, Sklaven und Zugewanderte.

Diese Eingrenzung wurde bei der Übertragung dieser Redeweise auf die christliche Gemeinde freilich nicht übernommen. Dass dieser Begriff dennoch als passend erschien, kann daran festgemacht werden, dass in ihm eine Zusage und eine Einladung mitschwingen, die in der Übersetzung kaum wiedergegeben werden können. Hans-Josef Klauck führt dazu aus: „Mit diesem politisch besetzten Terminus gibt die Gemeinde, die zahlenmäßig anfangs nur eine winzige Splittergruppe darstellte, zu erkennen, daß sie sich nicht in eine selbstgewählte Randexistenz zurückzieht, sondern Gehör in der ganzen Stadt einfordert. Zugleich stellt sie ihr ein Modell gesellschaftlicher Integration vor Augen, denn in ihren Reihen haben auch Zugehörige des benachteiligten Geschlechts Sitz und Stimme. Anders als in der griechischen Ekklesia nehmen an ihren Versammlungen als gleichberechtigte Mitglieder auch Frauen, Sklaven und Fremde teil.“²¹

Wieder wird also in dieser Selbsttitulierung der egalitäre und verbindende Grundzug der christlichen Gemeinde offenkundig. Dies gilt auch für die Redeweise von der Gemeinde als Leib Christi.

2.3 Gemeinde als Leib Christi

Der Leib und seine Glieder als Bild für die christliche Gemeinde begegnen bei Paulus im zwölften Kapitel des ersten Korintherbriefes und im zwölften Kapitel des Römerbriefes. Hintergrund ist die Feier der Eucharistie, durch welche die Gemeinde als solche begründet und in der durch die Mahlgemeinschaft die Verbundenheit mit

Gott und untereinander erfahrbar wird. Im ersten Korintherbrief verdeutlicht Paulus mit dem Bild des Leibes, dass die verschiedenen Gnadengaben, die es in der Gemeinde gibt, aufeinander Rücksicht nehmen und jeweils zum Aufbau der Gemeinde beitragen müssen. Die Pole von Vielfalt und Einheit bringt der Apostel mit diesem Bild in wohl unübertrefflicher Weise zusammen.

Auf der Folie der Leib-Metaphorik ist wohl auch zu sehen, was Paulus im Galaterbrief schreibt. Dort heißt es: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft worden seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,27f.). In diesen Worten liegt große soziale Brisanz. Anders als bei der berühmten und oft zitierten Fabel des Menenius Agrippa vom verheerenden Streit der Körperteile um die Vorherrschaft im Leib wird hier nicht eine Zementierung des bisherigen Status quo der Gesellschaft – die Vorherrschaft der Patrizier über die Plebejer in der Frühzeit der römischen Republik – angezielt. Allerdings waren sich auch die Christen bewusst, dass sie als kleine Minderheit nicht einfach die soziale Wirklichkeit in ihrer Umgebung umstoßen können. Doch *innerhalb* der christlichen Gemeinde, in ihren eigenen Reihen ist eine Überwindung der sozialen Unterschiede möglich; diese wird auch praktiziert. Ein sprechendes Beispiel ist der Brief des Paulus an Philemon, in dem er für den entlaufenen Sklaven Onesimus bittet. Im Gefängnis bei Paulus wurde der Sklave Christ; nun schickt der Apostel ihn zu seinem Herrn zurück, verlangt dabei zwar nicht dessen Freilassung, macht aber durchaus deutlich, dass sein Herr den Onesimus nun an sich anders be-

²¹ Hans-Josef Klauck, Volk Gottes und Leib Christi (s. Anm. 18), 23.

handeln müsste, nämlich wie einen Freund, wie einen Bruder im Glauben.

In den genannten Bildern, die gewiss nur einen Ausschnitt des frühchristlichen Verständnisses wiedergeben, wird ein wesentlicher Grundzug von Gemeinde erkennbar: die zentrale Botschaft von der Geschwisterlichkeit, die nach Erich Garhammer „in dieser Zuspitzung keine Parallele“ in der antiken Geisteswelt hatte und darum den großen Vorteil der christlichen Gemeinde gegenüber den anderen missionisierenden religiösen Bewegungen und philosophischen Strömungen ausmachte. Dieser egalitäre Grundzug war besonders für Menschen der Unterschicht erfahrbar und attraktiv; er führte der frühen Kirche einen Großteil ihrer Anhänger zu. Das antike Klassensystem wurde im Binnenraum der christlichen Gemeinden aufgebrochen und in eine gleichberechtigte Heilsbeziehung umgestaltet.²²

„Κοινωνία“ – „communio“ – Gemeinschaft wurde so erlebbar. Gerade die Verbindung unterschiedlichster Menschen wurde zwar auch als ein hohes, herausforderndes und gewiss nicht einfach umzusetzendes Ideal gesehen, jedoch zugleich als bereichernd, wertvoll und unverzichtbar erfahren. Es wurde die Maßgabe deutlich, dass die Zusammenschließung verschiedenster Menschen als theologisches Wesensmerkmal von Kirche und kirchlicher Gemeinde zu verstehen ist.

2.4 Koinonia als pastorales Programm

Auch in der Praktischen Theologie hat der zentrale Gedanke der Communio Nieder-

schlag gefunden. Der aus dem Bistum Augsburg stammende Theologe und spätere Regensburger Bischof Johann Michael Sailer (1751–1832) entwirft seine Pastoraltheologie ausgehend von einer umfassenden theologischen Zentralidee. Sailer sieht es als Grundaufgabe der Kirche und ihrer pastoralen Tätigkeit an, in Fortsetzung der Sendung Christi die ursprüngliche Trennung zwischen Gott und den Menschen sowie der Menschen untereinander zu überwinden und zu einer neuen Einheit zu führen.²³

Das Zweite Vatikanische Konzil nimmt diesen Gedanken auf. An prominenter Stelle – im ersten Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ – heißt es: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

Koinonia bzw. Communio wird inzwischen auch im Schema der kirchlich-gemeindlichen Grundvollzüge von Liturgie, Martyrie und Diakonie in Anschlag gebracht. Die konkreten Theorieansätze sind zwar unterschiedlich: Mal steht die Koinonie gleichberechtigt neben den anderen Grundvollzügen kirchlich-gemeindlichen Handelns, mal ist sie deren Summe oder aber auch deren alles bestimmende Grundvoraussetzung.²⁴ Wie auch immer die Koinonie eingeordnet wird: All diesen Entwürfen ist gemeinsam, dass sie die grundlegende Dimension der Communio anerkennen und berücksichtigen wollen.

Damit aber stellt sich die Frage, wie dies denn mit der aufgezeigten Notwendigkeit einer immer stärkeren Spezialisie-

²² Erich Garhammer, *Dem Neuen trauen* (s. Anm. 18), 49.

²³ Johann Michael Sailer, *Vorlesungen aus der Pastoraltheologie*, 3 Bde., München 1788–1789; 4. Aufl. 1820–1821.

²⁴ Vgl. Leo Karrer, *Grundvollzüge christlicher Praxis*, in: Herbert Haslinger u. a. (Hg.), *Handbuch Praktische Theologie*, Bd. 2: *Durchführungen*, Mainz 2000, 379–395, hier: 385–389.

rung und Milieusensibilität zusammengehen soll.

3 Folgerungen für die Gemeindepastoral

Tatsächlich ist die Forderung nach einer genauen Kenntnis der gesellschaftlichen Situation in einer Pfarrei kein neues Postulat. Schon die älteren pastoraltheologischen Handbücher forderten als erstes vom Pfarrer – in der Metaphorik des Hirtenamtes formuliert – die „Kenntnis der Herde“. Canon 529 des CIC von 1983 verlangt als pastorale Norm in Paragraph 1: „Um die Hirtenaufgabe sorgfältig wahrzunehmen, hat der Pfarrer darum bemüht zu sein, die seiner Sorge anvertrauten Gläubigen zu kennen; deshalb soll er die Familien besuchen, an den Sorgen, den Ängsten und vor allem an der Trauer der Gläubigen Anteil nehmen und sie im Herrn stärken.“ Eine Sensibilität und Aufgeschlossenheit für die jeweiligen Lebensumstände und Lebenshaltungen der Menschen, erhoben gerade in empirisch-soziologischen Untersuchungen, muss also für die Gemeindepastoral selbstverständlich sein.

Die Unterschiedlichkeit der Lebensentwürfe, des sozialen Standes, der Herkunft von Menschen u. a. m. ist wahrzunehmen und in der Seelsorge zu berücksichtigen. Doch dabei allein darf man nicht stehen bleiben. Aus diesen verschiedenen Perso-

nen – und unter Wahrung ihrer legitimen und notwendigen Verschiedenheit – konstituiert sich die christliche Gemeinde. Sie ist wesentlich Gemeinschaft von unterschiedlichen Menschen, die sich vereint wissen im Glauben an die in Jesus Christus ergangene Offenbarung Gottes.

Das ist gewiss ein hoher Anspruch. Der Einwand, dass es in der Geschichte der Kirche und auch heute in der konkret erfahrbaren Gemeindepraxis zahlreiche Gegenbeispiele einer mangelnden Umsetzung gibt, spricht nicht gegen dieses Idealziel. Die empirisch erhobene Faktizität ist kein Argument dafür, die Grundforderung der Koinonie in der Gemeinde schlicht fallen zu lassen. Im Gegenteil: Dass dies zutiefst dem Wesen von Kirche und Gemeinde widersprechen würde, wird schon dadurch deutlich, dass die ekklesiologisch zentrale Feier der Eucharistie wesentlich auf *Communio* abzielt, auf die verbindende Gemeinschaft der feiernden Gemeindemitglieder mit Gott und durch ihn unter den Menschen. So muss auch die christliche Gemeinde als solche für die verschiedensten Menschen integrierendes Potenzial besitzen, die in ihr ihren Glauben an Christus leben und bezeugen wollen. Die mit *Koinonia* bezeichnete Zielvorstellung ist unaufgebbbar, da wesenskonstitutiv für die christliche Gemeinde.

Was aber bedeutet dies konkret für die Gemeindepastoral, wenn beides berechtigt ist: sowohl Milieusensibilität als auch Milieutranszendenz²⁵, Spezialisierung wie

²⁵ Dieser Begriff begegnet bei Ralf Miggelbrink in einem Beitrag zur Sinus-Milieustudie. Miggelbrink setzt den Ausdruck jedoch nicht in Bezug zur Koinonia-Dimension der Gemeindepastoral, sondern fordert lediglich eine ekklesiologische Infragestellung und Relativierung der implizit gemachten Verabsolutierungen in der rein empirischen Beschreibung von „Neigungs-“ bzw. „Geschmacksmilieu“: „Milieutranszendenz denken und handeln heißt begreifen: (1) Weder das eigene noch das andere Geschmacksmilieu repräsentiert die Kirche als ganze. (2) Jedes Geschmacksmilieu muss auf die Wahrheit der Kirche hin überwunden werden.“ Ralf Miggelbrink, *Milieutranszendenz. Eine praktische Forderung aus der Sinus-Milieu-Studie*, in: *Lebendige Seelsorge* 58 (2007), 260–264, hier: 263.

auch das Grundziel der Verwirklichung von *Communio*?

Natürlich muss es in der Gemeinde-pastoral zunächst spezielle Rücksichten geben auf die verschiedenen Gruppen, Schichten und Milieus, wie sie in einer konkreten Pfarrei anzutreffen sind, als auch auf die Bedingungen von Seelsorge in postmoderner Zeit. Dies bedeutet etwa: Vorträge, Fahrten, Gesprächskreise und sonstige Veranstaltungen bis hin zu manchen Gottesdiensten dürfen und sollen auf jeweilige Zielgruppen abgestimmt werden, um sie anzusprechen. Kirchliche Vereine richten ihr Programm zu Recht auf ein spezifisches Publikum aus. Auch überpfarrliche, an einzelnen „Milieus“ orientierte Aktivitäten sind legitim, ja unverzichtbar.

Doch bei diesem ersten Schritt allein kann und darf es nicht bleiben. Grundsätzlich notwendig ist immer auch ein zweiter Schritt, der die Zusammenführung der verschiedenen Gruppen und das Erleben von *Communio* in der Gemeinde ermöglicht. Dies heißt etwa konkret: Zentrale Gottesdienste der Gemeinde, weithin auch der Sonntagsgottesdienst, dürfen nicht bloß auf *eine* Zielgruppe hin zugeschnitten sein. Wenn in einer Ortsgemeinde die zentrale Christmette oder die Kar- und Osterliturgie gestaltet wären nur im Blick auf Akademiker oder auf eine bestimmte Musikästhetik, nur für Senioren oder nur für Jugendliche, dann wäre dies ein

Unding. Es braucht gemeinsame zentrale Feiern, bei denen sich die Gemeinde insgesamt als *communio* erfahren kann. Auch die kirchlichen Gremien der Pfarrei sollten die Bandbreite der unterschiedlichen Gruppierungen und Lebensmilieus in der Gemeinde widerspiegeln, in ihrer Arbeit vermitteln und zueinander zu führen versuchen. Die Jugendpastoral in der Pfarrei darf sich nicht bloß auf Gymnasiasten beschränken, sondern muss auch Schüler anderer Schularten ansprechen. Die kirchlichen Vereine sollten nicht nur ihr Klientel im Blick haben, sondern auch mit anderen Gruppen in der Gemeinde immer wieder in Kontakt treten und gemeinsame Veranstaltungen durchführen.

Eine Konzentration der Pastoral allein auf eine bestimmte Zielgruppe an einem parochialen Ort, auch innerhalb einer größeren Pfarreiengemeinschaft, halte ich für problematisch. Immer muss auch die Ortsgemeinde insgesamt in den Blick kommen. Dieser zweite, komplementäre Schritt ist jeweils noch zu gehen. Denn sonst verliert die christliche Gemeinde etwas, was ihr *Proprium* ausmacht.

Diese zentrale milieutranszendierende, einheitsstiftende Eigenschaft von christlicher Gemeinde ist, so bin ich überzeugt, auch heute weithin vorhanden oder muss zumindest, wo sie defizitär ist, immer neu als zu verwirklichendes Ziel angestrebt werden.²⁶ Der *Communio*-Gedanke gibt

²⁶ Dies ist auch der Wunsch bei den Gemeindemitgliedern selbst, wie ein empirisches Forschungsprojekt zum Thema „Gemeindeleitung‘ durch Laien. Evaluation von Modellen pfarrlicher Pastoral nach c. 517 § 2 CIC“ in einer ersten Präsentation als Teilergebnis festhält: „Hinsichtlich der sozialen Gestalt bezieht sich der ganzheitliche Anspruch auf die Gemeinde als öffentlicher Raum für unterschiedliche Gruppierungen. ‚Eine Gemeinde lebt, wenn alle zusammenkommen‘ ... Gemeinde wird generations- und traditionsübergreifend als offene Gemeinde bejaht. In ihr und in Ergänzung zu ihr können zielgruppenspezifische Angebote entwickelt werden; sie kann und soll aber nicht zielgruppenspezifisch – und das heißt zugleich nicht lebensraumorientiert – definiert werden. Zudem bezieht sich der Anspruch des Katholischen theologisch auf die umfassende Gemeinschaft mit Gott und untereinander ‚in Gottesdiensten, Gesprächen danach,

auch heutzutage der Kirche noch große Attraktivität. Nicht zuletzt ist das etwa in der Jugendarbeit zu spüren, wenn Jugendliche nicht nur bei einzelnen „Events“ wie etwa Katholikentagen oder Weltjugendtagen, sondern gerade auch bei der Gruppenarbeit in den Ortsgemeinden die Grenzen überschreitende, verbindende Kraft des christlichen Glaubens erleben. Diese Stärke der kirchlichen Gemeinden darf nicht einfach aufgegeben oder auch nur hintangestellt werden, so sehr der Blick auf die gegenwärtige Pluralisierung und Individualisierung der Lebensentwürfe notwendig ist. Womöglich stellt sich gerade angesichts dessen umso mehr die Aufgabe

zu vermitteln, welche Potenziale Gemeinschaft und Gemeinsamkeit besitzen – zumal im Raum der christlichen Gemeinde.

Der Autor: Geb. 1970, Studium der Theologie und Erwachsenenpädagogik, 1996 Priesterweihe, 2005 Promotion, 2009 Habilitation, seit 2010 Privatdozent für das Fach Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg; Pfarrvikar in einer Regensburger Stadtpfarrei; Publikationen: Heinz Fleckenstein (1907–1995) – Pastoral- und Moraltheologe in Regensburg und Würzburg. Leben und Werk, Würzburg 2005; Karl Rahner und die Praktische Theologie, ebd. 2010 (in Druck).

bei Festen und im Freundeskreis' ..., vor allem an Ostern, in der Agapefeier, bei Pfarrfesten.“ Michael Böhnke / Thomas Schüller, Problematische Strategien. Zur Neuordnung der Pastoral in deutschen Diözesen, in: Herder-Korrespondenz 63 (2009), 451–456, hier: 453.



Guido Fuchs
Fronleichnam
 Ein Fest in Bewegung

160 S., Hardcover, ISBN 978-3-7917-1992-4
 € (D) 17,90/£Fr 32,20

Verlag Friedrich Pustet



www.pustet.de

Eine kritische, engagierte und praxisnahe Auseinandersetzung mit „Fronleichnam“

Guido Fuchs erklärt in seinem Buch, wie das Fest entstanden ist, und wirft einen Blick auf die gesellschaftlichen und theologischen Veränderungen, die Fronleichnam heute prägen. Außerdem gibt er viele wertvolle Praxistipps und Anregungen, wie das Fest auch in Zukunft „begehrbar“ ist.

„Der Verfasser unterdrückt keine kritische Stimme, er zeigt aber ebenso seine Hochschätzung des Festes. Traditionsbewusste Katholiken werden zum neuen Nachdenken ermutigt, fortschrittliche und kritische Leute zum Achten gewachsener Volkstraditionen.“

(Kirchenzeitung Hildesheim)